

HOCHDEUTSCH UND HOCHDEUTSCH: REGIONALE GEBRAUCHSSTANDARDS IM GESPROCHENEN DEUTSCH

von Stefan Kleiner und Ralf Knöbl

Die dialektale Gliederung im deutschen Sprachgebiet

Die beachtlichen Unterschiede zwischen den Dialekten des Deutschen stehen in Zusammenhang mit der territorialen Zersplitterung des deutschsprachigen Gebiets bis ins 19. Jahrhundert. In gewisser Weise spiegelt die dialektale Vielfalt das dezentrale, plurizentrische Herrschaftsmodell wider, das für das vor-nationale Heilige Römische Reich charakteristisch ist, bei dem sich kein dauerhaftes Machtzentrum mit sprachlicher Modellwirkung, wie bspw. Paris in Frankreich, herausbilden konnte.

In der deutschen Dialektologie werden zwei sprachliche Großräume unterschieden, nämlich das Hochdeutsche und das Niederdeutsche. Das Hochdeutsche (in sprachgeografischem Sinn) setzt sich aus dem mittel- und oberdeutschen Sprachraum zusammen. Die dialektale Gliederung des Sprachraums in Ober-, Mittel- und Niederdeutsch erfolgt traditionellerweise in Bezug auf Ergebnisse der sog. zweiten Lautverschiebung, d.h. je nachdem, wie weitgehend in den jeweiligen Sprachräumen diese Lautverschiebung erfolgt ist. Dieser Einteilung liegt die in den genannten Räumen je unterschiedliche Entwicklung der germanischen Plosive zugrunde, die entweder als solche erhalten oder zu Reibelauten bzw. Affrikaten ‚verschoben‘ worden sind – im Oberdeutschen betraf die Verschiebung alle alten Plosive (*Apfel*, *Wasser*, *machen*), in mitteldeutschen Dialekten ist (hauptsächlich) altes *p* (*Appel*, *Pund*) erhalten und im Niederdeutschen blieben *p*, *t* und *k* unverschoben (*appel*, *water*, *maken*).

Die Binnengliederung der drei Großräume ist von der Dialektologie v.a. im letzten Jahrhundert in Form von Ortsgrammatiken und insbesondere durch sprachgeografische Arbeiten in der Folge von Georg Wenkers bahnbrechendem „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ dokumentiert worden.¹ Eine etablierte Gliederung der Dialekträume nach Peter Wiesinger ist in Abbildung 1 dargestellt.

Aspekte der Entwicklung des Hochdeutschen als Standardsprache

Eine zweite Lesart des Begriffs ‚Hochdeutsch‘ ist die des überregionalen, vermeintlich einheitlichen und kodifizierten Standards. Diese vor allem alltagsweltlich relevante Bedeutung des Konzepts hängt mit der sprachgeografischen zusammen, denn viele der konstitutiven Formen und Regeln der Schreibnorm stammen aus dem hochdeutschen Sprachraum.

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für Deutsche Sprache, Postfach 101621, 68016 Mannheim.

Internet: <http://www.ids-mannheim.de>

Mitglied der



Redaktion: Annette Trabold (Leitung),
Heidrun Kämper, Horst Schwinn, Eva Teubert
Redaktionsassistent: Katharina Dück, Ruth Mell
E-Mail: sprachreport@ids-mannheim.de

Satz & Layout: Claus Hoffmann (IDS)
Belichtung & Druck:
Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier
ISSN 0178-644X

Auflage: 2200, Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: 10,- EUR Einzelheft: 3,- EUR
Bezugsadresse: Institut für Deutsche Sprache,
Postfach 10 16 21, D - 68016 Mannheim
Tel. +49 621 1581-0

In eigener Sache – an die Autoren:

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge als WINWORD oder RTF-Datei im Anhang per E-Mail zu schicken an:
sprachreport@ids-mannheim.de oder auf CD.

Die Texte sollten **nicht** mit komplizierten Layouts und **ohne** Formatvorlage erstellt sein, die Formatvorlagen erstellen wir.

Der SPRACHREPORT wird mit **InDesign CS4** erstellt.



Abbildung 1: Einteilung der deutschen Dialekte nach Wiesinger (1983: 830);
Quelle: Dingeldein (2001)

Am Anfang der Entwicklung des neuhochdeutschen Standards standen sogenannte Schreibdialekte, d.h. landschaftlich gefärbte Schreibkonventionen, die sich vor allem in den spätmittelalterlichen Verwaltungszentren, den städtischen, fürstlichen und kaiserlichen Kanzleien, entwickelt haben. Primäre Textsorte war die Urkunde, die wirtschaftliche und rechtliche Angelegenheiten dokumentiert hat.

Grundsätzlich kann man sich fragen, warum sich in der Übergangszeit zwischen Mittelalter und Neuzeit der Bedarf eines überregionalen Sprachstandards im Sinn einer mehr oder weniger einheitlichen Schreibung entwickelt hat. Hierzu lassen sich verschiedene außersprachliche Entwicklungen anführen: Die Etablierung der Geldwirtschaft, ansteigender Handel und Mobilität, die Urbanisierung und Herausbildung des Bürgertums, die einsetzende Bildungsbewegung, die Erweiterung der sozialen Teilhabe am Rechtsleben und

an schriftsprachlichen Kommunikationsformen sowie die marktwirtschaftlichen Möglichkeiten durch den Buchdruck schaffen einen Bedarf an überregional verständlichen Texten auf Deutsch. Im 14./15. Jh. – das in Bezug auf die gesteigerte Textproduktivität der Kanzleien auch als „Aktenzeitalter“ bezeichnet wird (bspw. Göttert 2010: 123) – beschleunigt sich zudem innerhalb der bürgerlich-akademischen Sozialwelten der Prozess der Emanzipation vom Lateinischen und der damit einhergehende „Aufbau eines neuen Kulturmonopols der bürgerlichen neuhochdeutschen Sprachnorm“ (v. Polenz 1991: 94).

Beim Kontakt der verschiedenen deutschen Schreibdialekte findet im ungefähren Zeitraum vom 14. bis zum Übergang des 17. ins 18. Jh. ein sprachlicher Aus- und Angleichungsprozess statt, in dessen Zuge es zu einer Selektion sprachlicher Regeln und Formen beim Schreiben kommt. Die Formen der sich entwickelnden großregional geteilten Schreibnorm stammen bevorzugt aus dem süd- und mittellöstlichen Raum. Bezüglich der ostmitteldeutsch-ostoberdeutschen Ausgleichstendenzen wird in der Literatur besonders

auf das Verhältnis der mitteldeutschen, insbesondere der einflussreichen kurfürstlichen Kanzleien im Albertinischen und Ernestinischen Sachsen zur kaiserlichen Kanzlei der Habsburger hingewiesen. Nach Socin (1888: 161) hielt man sich in den sächsischen Kanzleien, im „Bestreben, das Mitteldeutsche gegen das Hochdeutsche auszugleichen“, an die Maxime, da, „wo sich Schwankungen zeigten, die Form zu begünstigen, welche mit der oberdeutschen übereinstimmt, wo aber im Gegensatz zum Oberdeutschen die mundartliche Form feststand, die letztere nicht [zu] verdrängen.“ Werner Besch fasst die Konvergenztendenzen beim schreibsprachlichen Ausgleichsprozess als „ostmitteldeutsche-ostoberdeutsche Schreiballianz“ (2007: 418) und unterstreicht an verschiedenen Stellen die Rolle Luthers als Formselektierer und insbesondere die Wirkung seiner gut nachgefragten Schriften bei der Stabilisierung und Verbreitung des sich etablierenden gemeinsamen Usus. Die im Über-

gang vom 17. zum 18. Jh. ‚gefundenen‘ Schreibkonventionen wurden dann zur Grundlage der einsetzenden direkten philologischen Normierungsbemühungen durch Sprachexperten. Ein wesentliches Ergebnis des gesamten Prozesses ist die Fixierung der Orthografie des Deutschen in den beiden Orthografischen Konferenzen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, deren Festlegungen insbesondere durch Konrad Duden's Wörterbuch verbreitet wurden.

Festzuhalten ist, dass sich der neuhochdeutsche Standard im Unterschied zu den europäischen Nachbarsprachen vor allem als „Papiersprache“ (Levitt 1978: 60) entwickelt hat, deren Verwendung sehr lange weitgehend beschränkt war auf das Medium Schrift und auf wenige Verwendungskontexte und Benutzer. Die Fixierung der Aussprachenorm des neuhochdeutschen Standards erfolgte ebenfalls am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert. Im Gegensatz zur Orthografie basiert die Orthoepie allerdings nicht auf einem vorgängigen Selektionsprozess, sondern auf der schriftsprachlichen Grundlage und der Meinung einer kleinen Expertengruppe aus Theatervorständen und Phonetikern/Sprachwissenschaftlern um Theodor Siebs.² Die von der ‚Siebskommission‘ fixierte Aussprachenorm orientierte sich zudem weitgehend an der Aussprache auf Theaterbühnen und war (damit) beeinflusst von der – schon damals – prestigetragenden norddeutschen Aussprache. Das Ziel der Siebs'schen Norm beschränkte sich zunächst auch auf die Regelung der Bühnenaussprache; sie hat aber alle folgenden präskriptiven Arbeiten zur Aussprache des Deutschen nachhaltig beeinflusst.

Vielleicht kann man es als eine Art Ironie bezeichnen, dass die Regelung der Aussprache des hochdeutschen Standards zu großen Teilen aus dem niederdeutschen Raum stammt. Ein Grund für das seit dem 18. Jh. anwachsende Sozialprestige norddeutscher Aussprachemuster kann darin gesehen werden, dass sich im niederdeutschen Raum eine soziolinguistische Situation der relativ stabilen (medialen) Diglossie entwickelt hatte, in der das dialektal-mündliche Sprachsystem weitgehend getrennt blieb vom standardsprachlich-schriftlichen und das Hochdeutsche als Sprache öffentlich-formeller Sprechsituationen schriftnäher und interferenzfreier artikuliert wurde als im hochdeutschen Sprachraum.

Ein wesentliches Merkmal des mündlichen Standard-sprachgebrauchs im gesamten deutschsprachigen Raum seit dem 18. bis weit ins 20. Jh. hinein ist nach Reichmann (2003) die Überlagerung des gesprochenen Standards durch konzeptionelle Schriftlichkeit. Die Dominanz des Geschriebenen gegenüber dem Gesprochenen im Standardsprachgebrauch, die durch

den philologischen Ausbau und insbesondere durch die anschließende Verbindung der nationalstaatlichen Idee mit der Standardsprache im 19. Jh. entstanden ist, schafft die Grundlage der Entwicklung des Sprechstandards als zum Sprechen gekommene Schriftsprache bzw. als „sekundäre Mündlichkeit“ (ebd.: 44). Andererseits sind mündliche Realisierungsformen des Standards aber auch potenziell beeinflusst von den besonderen Produktionsbedingungen des spontanen Sprechens und der Substratwirkung von dialektalen Lautinventaren bzw. Artikulationsmustern. Gerade in der aktuellen standardsprachlichen Entwicklungsstufe, in der gesprochene Standardformen von immer mehr Sprechern und in immer mehr Domänen Gebrauch finden, sind Merkmale der Deliterarisierung des Sprechstandards und arealspezifische Konvergenzformen wahrnehmbar.

Variation des gesprochenen Deutsch

Die Frage der Homogenität des deutschen Sprechstandards versucht das IDS-Projekt „Variation des gesprochenen Deutsch“ auf empirischer Grundlage zu beantworten. Ein wesentliches Konzept des Projekts ist das des Gebrauchsstandards, worunter wir eine Sprachvarietät verstehen, die sich beim normorientierten Sprechen in Bezug auf sozio-situative Parameter konstituiert durch den rekurrenten und kokkurrierenden Gebrauch sprachlicher Formen. Die systemlinguistisch beschreibbaren Formen müssen den schriftsprachlichen und orthoepischen Normen nicht entsprechen; als reale Größe ist der Gebrauchsstandard den Bedingungen der Sprechsprachproduktion unterworfen und potenziell pluriareal, da er auf regionalen Artikulationstraditionen basiert. Er ist somit nicht fixierbarer Endpunkt eines Dialekt-Standard-Kontinuums, sondern als subsistent-emergente Norm (im Sinne von Gloy 1975 bzw. Coserius Normverständnis) ein dynamischer Bereich des Kontinuums, der den Sprechern Variationsmöglichkeiten bietet.

Zur Beschreibung des bzw. der Gebrauchsstandards des Deutschen wurde in den Jahren 2006 bis 2009 eine Datensammlung im gesamten deutschen Sprachgebiet durchgeführt. Das Erhebungsnetz des Korpus „Deutsch heute“ (Dh-Korpus) umfasst insgesamt 195 Aufnahmeorte in Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Belgien (Ostbelgien), Österreich, der (deutschsprachigen) Schweiz und Italien (Südtirol), also europäische Staaten, in denen Deutsch zumindest einen co-offiziellen Status hat und als Schulsprache gebraucht wird. Die Vergleichbarkeit der Daten wurde durch eine formalisierte Erhebungssituation garantiert. An jedem Aufnahmeort wurde durch eine Abfolge ver-

schiedener sprachlicher Aufgaben an die SprecherInnen unterschiedliche Sprachebenen bzw. Kontextstile hervorgerufen, die neben der diatopischen (horizontalen) Variation zwischen den Aufnahmeorten auch die diaphasische (vertikale) Variation zwischen bzw. innerhalb von konkreten Kommunikationssituationen untersuchbar macht. Bei der Auswahl der insgesamt 830 SprecherInnen wurde versucht, die Sozialvariablen ‚Herkunft‘ (aus der näheren Umgebung des Erhebungsorts) und ‚Bildung‘ (Hochschulreife) konstant zu halten, zwei Altersgruppen zu bilden (zwischen 16 bis 20 Jahren und zwischen ca. 50 und 60 Jahren, wobei der Schwerpunkt klar auf der jüngeren Generation liegt) und pro Ort möglichst gleich viele männliche und weibliche Sprecher für die Aufnahmen zu gewinnen (Details in Brinckmann et al. 2008). Mit dem sprachgeografisch balancierten und sozio-situativ kontrollierten Korpus wird untersucht, welche Varianten sich im Gebrauchsstandard von SprecherInnen mit höherer Schulbildung dokumentieren lassen, welche Unterschiede es dabei zwischen jungen und älteren SprecherInnen gibt und, von diesen Unterschieden ausgehend, in welche Richtungen innerhalb der gesprochenen Standardsprache Sprachwandelercheinungen belegt werden können. Im Interessenzentrum steht die horizontale Variationsdimension, d.h. die Untersuchung der Plurizentrität/-arealität des Sprechstandards im Sinn der Herausbildung nationaler oder subnationaler Konvergenzräume sowie die Rolle politischer Grenzen und/oder traditioneller Dialektgebiete bei deren Konstitution.

Die folgenden Analysebeispiele sollen die horizontale Variation im deutschen Sprechstandard demonstrieren. Dafür wurden Variablen verschiedener linguistischer Beschreibungsebenen ausgewählt. Die Beispiele basieren auf Sprachdaten des Korpus „Deutsch heute“. Auf den Karten zur phonetischen und lexikalischen Variation (Abbildung 2, 3 und 4) sind pro Ortspunkt die Realisierungsformen von vier OberstufenschülerInnen dargestellt. Die Karte zu grammatischen Merkmalen (Abb. 5) schließt zusätzlich das Datenmaterial der SprecherInnen der älteren Generation ein.

Die meisten raumbildenden Variationsmerkmale sind auf der linguistischen Beschreibungsebene der Aussprache erwartbar, auf der auch der Analyseschwerpunkt des Projekts liegt. Abbildung 2 zeigt aus diesem Bereich die Verteilung der Varianten bei der Artikulation des anlautenden Konsonanten in *Chemie*. Die orthoepische Norm sieht an dieser Position einen palatalen Frikativ [ç] vor.

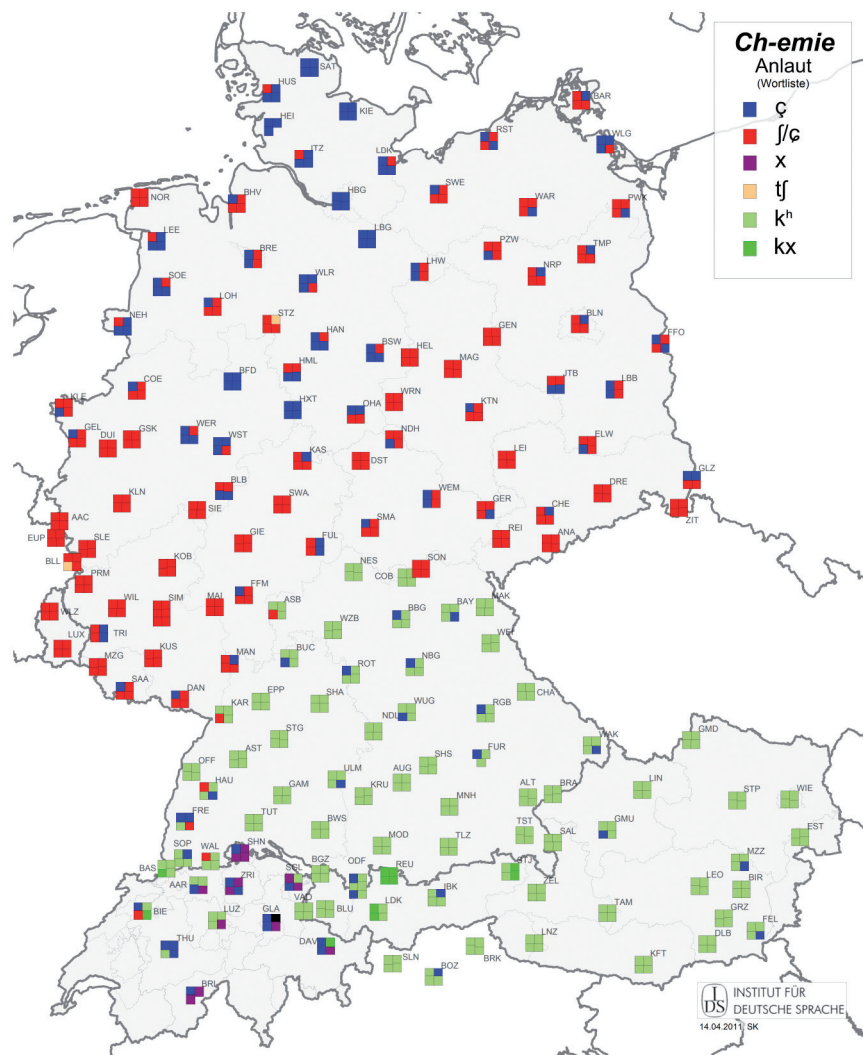


Abbildung 2: Aussprache von <Ch> in *Chemie*

Die Daten deuten darauf hin, dass die kodifizierte Form in diesem Fall nicht die mehrheitlich gebrauchte Variante ist. Der Frikativ [ç] (blaue Quadrate) ist in verdichteter Weise nur im Norden belegt. Im mittel- und oberdeutschen Sprachraum treten lediglich Streubelege der Normvariante auf. Im Mitteldeutschen dominieren postalveolares [ʃ] und dessen palatal artikuliert Variante [ç] (rot), besonders die erstgenannte Realisierung tritt neben [ç] auch im Norden auf. Im süddeutschen Raum, Österreich und Südtirol sind dagegen vor allem plosivische Varianten belegt (grün) sowie in Tirol die velare/uvulare Affrikate [kx] (hellgrün). Das größte Variationsspektrum zeigt sich

in der Schweiz, wo neben kodexkonformen Realisierungen, (,süddeutschen‘) Plosiven und sogar einem [ʃ]-Beleg auch traditionelle Dialektformen auftreten, nämlich der velare/uvulare Reibelaut [x] (lila) und die im Dialekt von Basel und Davos übliche velare Affrikate.

An der Verteilung der Variable <ch> im Wortanlaut in *Chemie* (*China* weist eine ganz ähnliche Arealität der Varianten auf; eine deutlich andere Verteilung zeigt sich hingegen in *Chirurg*, wo [ʃ] auch in Süddeutschland weit verbreitet ist) lässt sich einerseits der Einfluss von traditionellen Aussprachemustern erkennen; besonders deutlich wird dies im bairischen Raum, wo die Plosivrealisierung über die deutsch-österreichische Nationalgrenze hinweg stabil ist. Andererseits ist innerhalb von Deutschland der Einfluss politischer Grenzziehung erkennbar. So wechselt zwischen den Ortspunkten Coburg (COB) und Sonneberg (SON) die plosivische und frikativische Aussprache; hierbei scheint die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Bundesländern (Bayern und Thüringen) stärker zu wirken als das gemeinsame ostfränkische Dialektsubstrat. Vergleichbar wirkt die bayrische Ländergrenze in Aschaffenburg (ASB), wo drei von vier SchülerInnen nicht die im Rheinfränkischen übliche Frikativform, sondern einen (,bayrischen‘) Plosiv realisieren. Dass bei der Aussprache von *Chemie* ein Einfluss der administrativen Binnengliederung Deutschlands wirksam zu sein scheint, ist wohl zu großen Teilen durch zwei sich gegenseitig stützende Faktoren erklärbar: Zum einen, dass *Chemie* speziell im Schulkontext ein häufig verwendetes Wort ist und zum anderen, dass ein wesentlicher Effekt der Kulturhoheit der Bundesländer der ist, dass die Lehrerschaft als Standardsprachvermittler und -vorbilder bis dato ganz überwiegend in ihrem Herkunftsbundesland unterrichtet und dadurch bundeslandweit Formen des regionalen Standards stabilisiert werden.

In Abbildung 3 ist die Aussprache des /ɛ/-Phonems (lang <ä>) für zwölf aus der Wortliste vorgelesene Belege zusammengefasst kartiert worden, weil diese ein

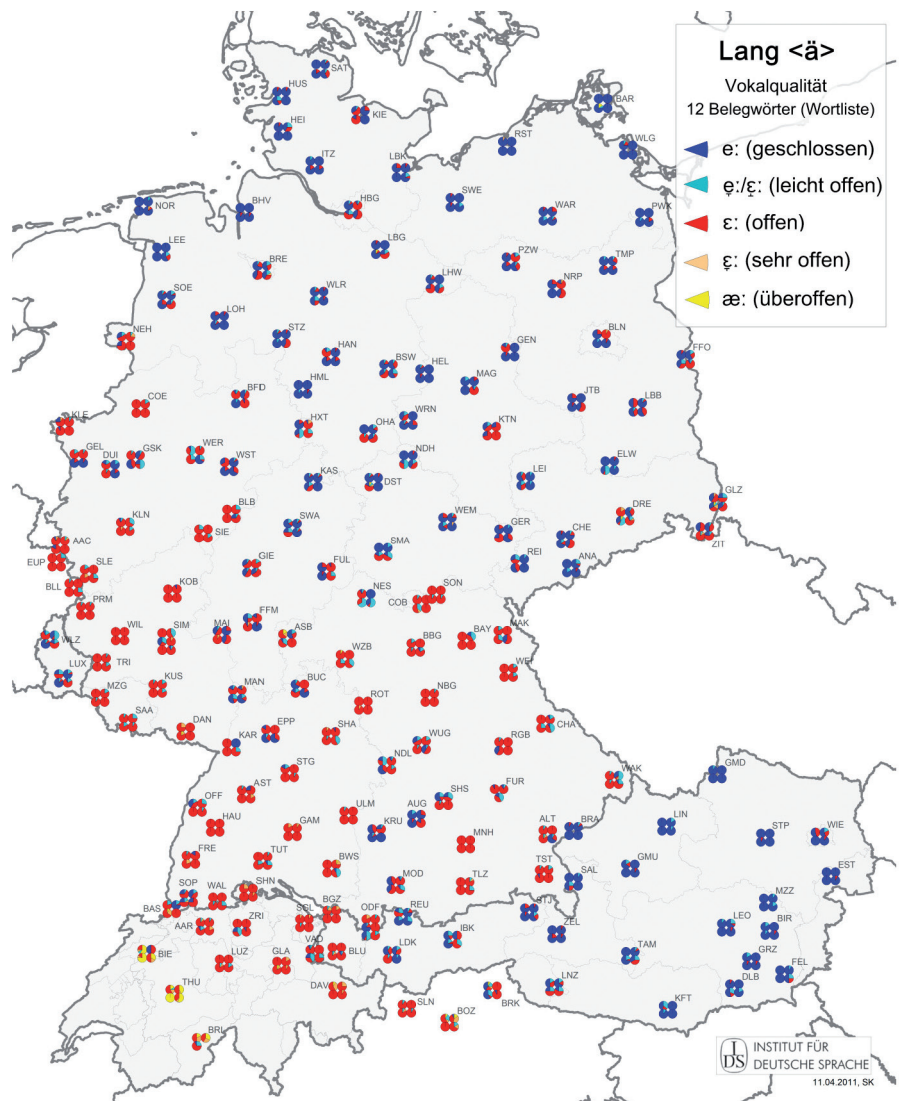


Abbildung 3: Aussprache von lang <ä> in 12 Belegwörtern

weitgehend übereinstimmendes Kartenbild aufweisen (*Anträge, später, zäh, täglich, erzählen, Nägelchen, gemäß, Räder, Käfer, nächste, Sträßchen, schädlich*). Es wurden fünf Lauttypen nach den unterschiedlichen Öffnungsgraden der transkribierten Vokale unterschieden, die Skala reicht von geschlossenem [e:] bis zu überoffenem [æ:]. Deren Anteile bei den zwölf Belegen werden für die einzelnen Sprecher durch mehrfarbige Tortensymbole wiedergegeben.

Es zeigt sich insgesamt eine stark ausgeprägte regionale Verteilung der Aussprachevarianten. Die beiden hauptsächlich belegten Typen sind offenes [ɛ:] (rot) – das gleichzeitig die in Aussprachewörterbüchern kodifizierte Variante darstellt – und geschlossenes [e:] (dunkelblau), das phonologisch gesehen als nicht vorhandene Differenzierung der hier ausgewerteten Belege vom langen /e:/-Phonem zu interpretieren ist, d.h. *zäh* und *Zeh* werden von den betreffenden Sprechern üblicherweise identisch ausgesprochen. Die zwischen den beiden liegenden Varianten mit leichter Öffnung

des Vokals (hellblau) streuen hingegen ohne erkennbare regionale Konzentration über den größten Teil des deutschen Sprachraums als mehr oder weniger individualspezifische Variante, die phonologisch nur schwer zu interpretieren ist. Das Gebiet, in dem offenes /ɛ:/ für die meisten Sprecher als eigenständiges Phonem realisiert wird, erstreckt sich von NRW bis zur Schweiz und Südtirol über den gesamten Westteil des deutschen Sprachraums, auch Bayern gehört überwiegend dazu. Tendenzielle Ausnahmen bilden das Ruhr- und das Rhein-Main-Gebiet sowie Bayerisch-Schwaben und Luxemburg. An den hessischen Erhebungsorten zeigt sich eine Mischung beider Typen, ebenso im östlichen Sachsen. Der Norden Deutschlands, die neuen Bundesländer und die Mitte und der Osten Österreichs sind dagegen ganz überwiegend [e:]-Territorium. Mit offenem [ɛ:] realisierte Belege in diesen Gebieten sind vor allem auf den je nach Belegwort und Individuum unterschiedlich stark wirkenden Buchstaben-einfluss zurückzuführen, der sich bei einzelnen Sprechern manchmal auch in sehr offenen Realisierungen, die hyperkorrekten Charakter annehmen, äußert (z.B. ASB1). Diese Neigung zur kodexkonformen, offenen Vokalausprache gegen die regional übliche Realisierung mit geschlossenem Vokal manifestiert sich am schwächsten in den Küstenregionen Deutschlands und in Österreich, d.h. dort ist die Aussprache mit geschlossenem Vokal intra- und interindividuell am stabilsten. Die überoffenen Varianten (gelb) in der Westschweiz sind dagegen auf dialektalen Einfluss zurückzuführen, der auch zu einem höheren Anteil sehr offener Realisierungen (hellorange) in der Schweiz allgemein beiträgt. Beim österreichischen [e:]-Gebiet handelt es sich um eine in ihrer Genese eigenständige subnationale Variante, die natürlich nichts mit dem norddeutschen Areal zu tun hat. Es zeigt sich hier auch ein deutlicher Kontrast zu den vorher besprochenen Verhältnissen bei *Chemie*, da im bairischen Dialektraum die Staatsgrenze zwischen Bayern und Österreich für die Aussprache von <ä> eine prägnante Isoglosse darstellt.

Besonders markant ist Variation im Bereich des Wortschatzes. Abbildung 4 zeigt als Beispiel die lexikalische Variation bei der Referenz auf einen *Metzger*, die im Rahmen einer Bildbenennungsaufgabe eliziert wurde (siehe das Bild in der Legende). Bei der Distribution der Varianten ist vor allem ein Ost-West-Kontrast erkennbar.

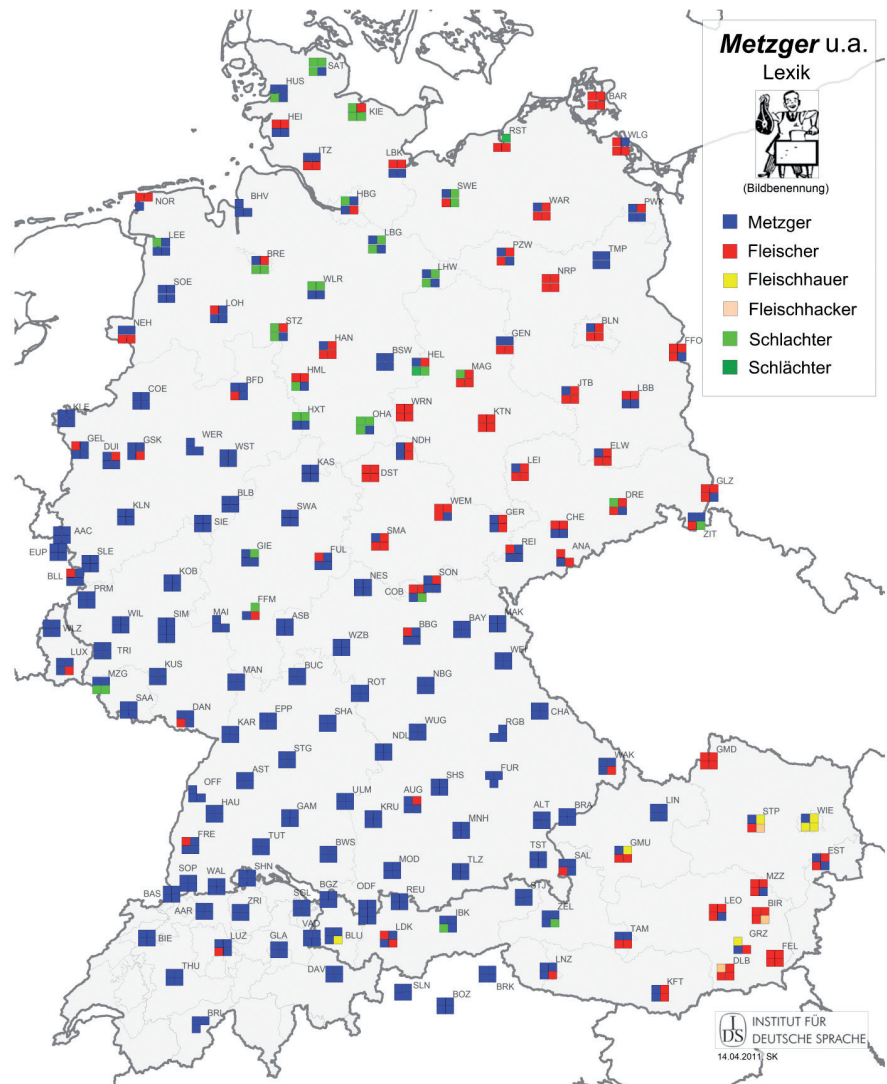


Abbildung 4: Lexikalische Variation am Beispiel von *Metzger*, *Fleischer*, *Schlachter* u.a.

Die in Deutschland und Österreich offizielle (Selbst-) Bezeichnung des Handwerks, *Fleischer* (rot), wird von den SchülerInnen nur eingeschränkt benutzt. Sie tritt hauptsächlich in Ostdeutschland auf, wo sie über die traditionelle Sprachgrenze zwischen dem Nieder- und Mitteldeutschen hinweg die dominante Variante ist. Auf der entsprechenden Karte aus dem „Wortatlas der Deutschen Umgangssprachen“ (Eichhoff 1977, Karte 19), die auf einer Datensammlung aus den Jahren 1971 bis 1976 basiert, ist diese Grenze durch wesentlich mehr Belege von *Schlachter* (bzw. am Ostrand auch

Schlächter) im Nordosten noch deutlich wahrnehmbar. Im Nordwesten tritt *Schlachter* (grün) neben einigen Streubelegen von *Fleischer* und *Metzger* (blau) weiterhin auf, allerdings ist auch hier im Vergleich zum WDU ein Rückgang erkennbar. *Metzger* ist die dominierende Bezeichnung im Westmitteldeutschen und im gesamten Oberdeutschen mit der Ausnahme von Ostösterreich; dort sind auch im Dh-Korpus die traditionellen österreichischen Bezeichnungen *Fleischhauer* (gelb) und, etwas seltener, *Fleischhacker* (hellorange) belegt sowie im Vergleich zu den 1970er Jahren zunehmend auch *Fleischer* (ggf. als Kurzform von *Fleischhauer*). Das Kartenbild in Abb. 4 entspricht weitgehend auch den Ergebnissen des „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ (AdA), der in einer seit 2003 laufenden Internetumfrage den „normalen örtlichen Sprachgebrauch“ erhebt und dokumentiert (Elspaß / Möller 2003ff.). Allerdings wird auf der AdA-Karte (Runde 2, Frage 9a) die Homogenität des Gebrauchs von *Fleischer* im gesamten Osten noch deutlicher, und im Nordwesten ist *Schlachter* weiter und dichter belegt als im Dh-Korpus, was sicherlich durch Erhebungsunterschiede – insbesondere durch Unterschiede bei den anvisierten Sprechlagen – erklärbar ist. Zudem muss berücksichtigt werden, dass die Bildbenennungsaufgabe genau genommen nur nach der Bezeichnung der auf dem Bild typisiert dargestellten Figur fragt und nicht, wie der AdA oder Eichhoff (1977), mit der Fragestellung „Wie heißt der Handwerker, der Fleisch verkauft“ auf direktem Weg die Sachbezeichnung erfragt. Es liegt also eine aufgabenspezifische ‚Brechung‘ vor, die in manchen Fällen zu Fehlinterpretationen hat führen können (offensichtlich in den seltenen Fällen, in denen das Bild als *Koch* interpretiert wurde). So konnten auf Nachfrage in Ostösterreich mehrere zusätzliche Belege von *Fleischhauer* und *Fleischhacker* elizitiert werden, in Norddeutschland kamen so ein paar *Schlächter* mehr zustande. Da entsprechende Nachfragen jedoch nur in den genannten Regionen aufgrund der Kenntnis der lokalen regionalsprach-

lichen Verhältnisse öfter gestellt wurden, wurde, um keine Verzerrung der Ergebnisse herbeizuführen, konsequent nur der erste, spontan realisierte Beleg kartiert (außer im Fall von *Koch* als Spontanantwort).

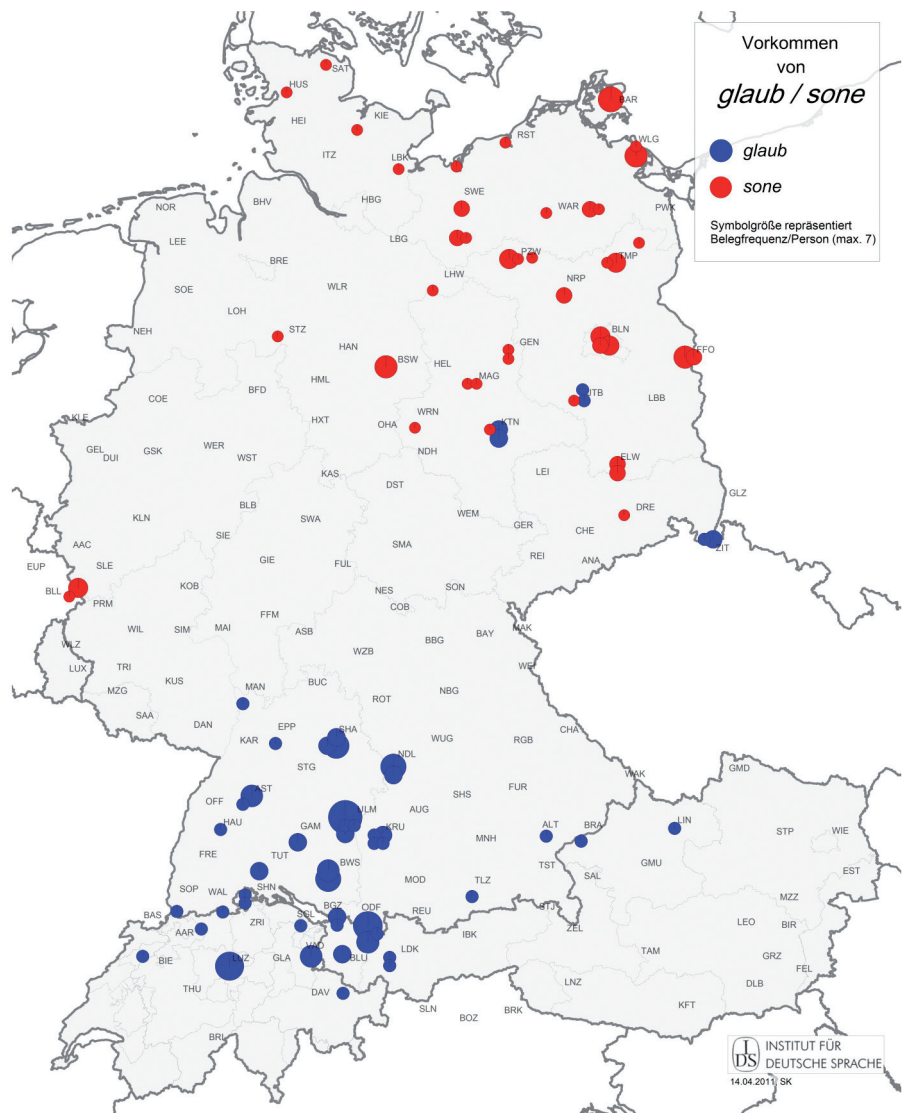


Abbildung 5: Vorkommen der Formen *sone* und *glaub* in den Interviews des Dh-Korpus

Die beiden folgenden Beispiele können dem Beschreibungsbereich der Grammatik zugeordnet werden (die areale Verteilung der beiden unterschiedlichen Merkmale wird aus Platzgründen in Abbildung 5 zusammen dargestellt). Das erste grammatische Beispiel behandelt den Gebrauch von *sone*. Es handelt sich dabei um eine amalgamierte Form des Demonstrativ-Artikels *solch* bzw. der Partikel *so* mit einer klitisch gebundenen Reduktionsform des unbestimmten Artikels. Als Singularform wird *sone* im gesprochenen Standard (zumindest innerhalb Deutschlands) hochfrequent und relativ raumunspezifisch als Indefinitum bzw. als Demonstrativum mit mehr oder weniger starkem Verweis auf typisch-sortale Qualitäten eines femininen

Bezugsnomens verwendet. Allerdings tritt *sone* in den Interviews des Dh-Korpus auch vor pluralischen Bezugsnomen aller Genera auf, obwohl der unbestimmte Artikel nicht pluralfähig ist. Zum Beispiel gebraucht eine Schülerin aus Wolgast die Form sowohl im Singular als auch im Plural: „*das ist sone Firma die macht sone Exporte mit Holz und so und da muss man dafür sone Folien schweißen damit die nicht nass werden.*“ Es stellt sich die Frage, inwieweit sich der Gebrauch des sprechsprachlichen Indefinitums soweit etabliert hat, dass sich bereits ein Pluralparadigma herausgebildet hat. Wie man in Abbildung 5 an den roten Symbolen erkennen kann, tritt die pluralische Verwendung von *sone* in den Interviews des Dh-Korpus allerdings (noch?) nicht im gesamten Sprachraum auf. Der Gebrauch ist weitgehend beschränkt auf den norddeutschen und insbesondere nordostdeutschen Raum (vgl. Wich-Reif 2010). Im mitteldeutschen Raum ist pluralisches *sone* vereinzelt belegt mit einer kleinen Konzentration im bzw. am Rand des (nord-) öbersächsischen Gebiets sowie ganz im Westen bei zwei SchülerInnen aus Büllingen (Ostbelgien).

Das letzte Beispiel behandelt den Gebrauch der Konstruktion <(ich) glaube (ich)>, die im Gesprochenen typischerweise in äußerungsmodalisierender Funktion verwendet wird (vgl. Imo 2007). Der Skopus der (epistemischen) Modalisierung kann dabei mehr oder weniger weit und in verschiedener Weise syntaktisch angeschlossen sein, bspw. als Komplementsatz schriftnormkonform durch *dass* oder konnektorfrei als abhängiger Hauptsatz. Insbesondere Formen mit nach *glaub(e)* positioniertem *ich* werden zudem häufig parentheseartig vor bzw. nach dem Bezugselement eingeschoben, dessen Geltungsstatus sie modulieren. Als solche „epistemische Parenthese“ (Thompson / Mulac 1991) ist die Konstruktion topologisch flexibel und tritt in den Interviews auch in morpho-phonetisch reduzierter, ‚fragmentierter‘ Form auf, d.h. als apokopiertes Verb ohne Subjektpronomen. Das folgende Beispiel stammt aus einem Interview mit einer Schülerin aus Ulm, die über eine hohe Arbeitsbelastung in der Schule klagt und ihre Beschwerde approximativ belegt: „*Wir ham in vier Wochen **glaub** vierzehn Klausuren gschriebl oder so.*“

In vergleichbarer Funktion verwendet ein Schüler aus Tuttlingen *glaub*, allerdings mit einem weiteren Skopus. Die Geltungsmodulation bezieht sich im folgenden Ausschnitt auf die gesamte Äußerung, in die *glaub* eingebettet ist. Im Ausschnitt reagiert der Schüler auf eine Behauptung des Interviewers, in der Schweiz spreche jeder Dialekt: „*Ja da muss ma des **glaub** so-*gar.“

Der modalisierende Gebrauch von pronomenlosem *glaub* im topologischen Mittel- oder Nachfeld kommt im Gesamtkorpus der Interviews in 93 Fällen vor. Die geografische Reichweite des Konstruktionsfragments ist allerdings beschränkt. Es tritt mit der Ausnahme von Mannheim (MAN) und vereinzelt Belegen im ostmitteldeutschen Gebiet ausschließlich im oberdeutsch basierten Areal auf (siehe die blauen Symbole in Abb. 5). Von den insgesamt 93 Instanzen sind zudem 79 Fälle (von 45 verschiedenen Sprechern) im alemannischen Raum belegt, und zwar Nationalgrenzen überschreitend in Vorarlberg, der Schweiz, Liechtenstein sowie im niederallemannischen und schwäbischen Gebiet. Die auffällige sprachräumliche Konzentration legt die Vermutung nahe, dass der syntaktisch flexible Gebrauch von *glaub* als epistemischer Operator auf den Einfluss der alemannischen Dialekte zurückzuführen ist, in denen der Gebrauch des Konstruktionsfragments als Heckenausdruck üblich ist. Ob die ‚alemannische Modalpartikel‘ standardsprachliches Expansionspotential hat, wird sich – wie im Fall *sone* – erst in der Zukunft zeigen.

Schluss

Die Beispiele machen deutlich, dass gesprochensprachliche Realisierungsformen des deutschen Gebrauchsstandards nicht nur von der Schreibung und Orthographie beeinflusst sind, sondern in vielen Fällen auch von der Wirkung politischer und dialektaler Räume. Aus wie vielen und welchen raumspezifischen Gebrauchsstandards sich der reale Sprechstandard zusammensetzt, kann lediglich durch die Analyse der horizontalen Variation möglichst vieler sprachlicher Variablen eruiert werden. Dabei bleibt zu beachten, dass der Einfluss der verschiedenen Faktoren pro Sprachform unterschiedlich und grundsätzlich variabel ist; entsprechend heterogen und dynamisch sind die Gebrauchsstandards des plurizentrischen Hochdeutschen.

Anmerkungen

¹ Informationen zu Wenkers umfangreicher Datenerhebung im 19. Jh. und insbesondere die im Rahmen des Projekts „Digitaler Wenker-Atlas“ digitalisierten Originalkarten und Fragebögen sind mittlerweile im Internet recherchierbar unter <www.3.diwa.info>.

² Die Expertengruppe bestand aus drei Theaterintendanten und drei Sprachwissenschaftlern/Phonetikern (Eduard Sievers, Karl Luick und Theodor Siebs). Sie wurde von Siebs angeregt und in Verbindung mit dem Deutschen Bühnenverein und der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für die Beratungen über die ausgleichende Regelung der deutschen Bühnensprache implementiert, die 1898 in Berlin stattgefunden haben.

Literatur

- Besch, Werner (2007): ‚Vertikalisierung‘ und ‚Leitvarietät‘. Terminologie-Probleme im Blick auf die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 126, S. 411-419.
- Brinckmann, Caren / Kleiner, Stefan / Knöbl, Ralf / Berend, Nina (2008): German Today: an areally extensive corpus of spoken Standard German. In: Proceedings 6th International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2008), Marrakesch, Marokko. <www.lrec-conf.org/proceedings/lrec2008/pdf/806_paper.pdf>
- Dingeldein, Heinrich (2001): Zum heute gesprochenen Deutsch im mittleren Deutschland. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Berend, Nina (Hgg.): Regionale Standards. Sprachvariationen in deutschsprachigen Ländern. Budapest, Pécs: Dialóg Campus Kiadó, S. 41-60.
- Eichhoff, Jürgen (1977): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Bd. 1. Bern: Francke.
- Elspaß, Stephan / Möller, Robert (2003ff.): Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA). <www.uni-augsburg.de/alltagssprache>
- Gloy, Klaus (1975): Sprachnormen I. Linguistische und soziologische Analysen. Stuttgart: Frommann und Holzboog.
- Göttert, Karl-Heinz (2010): Deutsch: Biographie einer Sprache. Berlin: Ullstein.
- Imo, Wolfgang (2007): Construction Grammar und Gesprochene-Sprache-Forschung: Konstruktionen mit zehn matrixsatzfähigen Verben im gesprochenen Deutsch. Tübingen: Niemeyer.
- Levitt, Jesse (1978): The influence of orthography on phonology: a comparative study (English, French, Spanish, Italian, German). In: Linguistics 208, S. 43-67.
- Polenz, Peter von (1991): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1. Berlin / New York: de Gruyter.
- Reichmann, Oskar (2003): Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Berthele, Raphael / Christen, Helen / Germann, Sibylle / Hove, Ingrid (Hgg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin / New York: de Gruyter, S. 29-56.
- Socin, Adolf (1888): Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn: Gebr. Henninger.
- Thompson, Sandra / Mulac, Anthony (1991): A Quantitative Perspective on the Grammaticalization of Epistemic Parentheticals in English. In: Traugott, Elizabeth / Heine, Bernd (Hgg.): Approaches to grammaticalization. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins, S. 313-329.
- Wich-Reif, Claudia (2010): „Da hat der Christian sone großen Augen gemacht“ – Pluralvarianten des Pronomens *solch* im deutschen Sprachraum. In: Dittmar, Norbert / Bahlo, Nils (Hgg.): Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand: Analysen und Perspektiven. Frankfurt / M.: Lang, S. 195-217.
- Wiesinger, Peter (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke, Wolfgang / Wiegand, Herbert-Ernst (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, Bd. 2. Berlin / New York: de Gruyter, S. 807-900.
- Die Autoren sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.